

Ute Guzzoni

Nichts

VERLAG KARL ALBER



Im Ausgang von kurzen Textausschnitten und von Gedichten (z. B. japanischen Haiku) werden in diesem Buch unterschiedliche Weisen, wie es »Nichts« gibt, sichtbar gemacht. In den ersten beiden Teilen steht der Bezug zwischen dem Jeweiligen, Erstaunlichen und dem Raum der Nichtigkeit im Vordergrund. Ausgehend von der Wendung »fast nichts« versucht der dritte Teil mit einigen Beobachtungen und Bildern auf den Grenzbereich zwischen Nichtsein und Sein hinzuweisen. Der vierte Teil thematisiert das Nichts unausdrücklich, insofern es um das Zwischen von Himmel und Erde geht und damit auch um die Nichtigkeit des sinnlich-sinnhaften In-der-Welt-Seins. Der fünfte Teil betrifft Aspekte der besonderen Zeitlichkeit des Menschen, sein Altwerden und seinen Tod.

Die Autorin:

Ute Guzzoni, geb. 1934, lehrte als Professorin an der Universität Freiburg i. Br. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt im Verlag Karl Alber: *Hegels Denken als Vollendung der Metaphysik* (2005), *Unter anderem: die Dinge* (2008), *Gegensätze, Gegenspiele* (2009), *Der andere Heidegger* (2009), *erstaunlich und fremd* (2012), *Im Raum der Gelassenheit: die Innigkeit der Gegensätze* (2014).

Ute Guzzoni

Nichts

Philosophische Skizzen

Verlag Karl Alber Freiburg / München

Dies ist eine veränderte Neuausgabe des im Jahr 1999
im Parerga Verlag erschienen Buches
»Nichts. Bilder und Beispiele«.

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2014
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz: SatzWeise GmbH, Trier
Herstellung: Customized Business Services GmbH, Erfurt
Umschlagfoto und Fotos im Innenteil: Ute Guzzoni

Printed in Germany

ISBN 978-3-495-48671-9

Inhalt

Einführung	7
1. Das Schweigen, die Unsichtbarkeit, die Abwesenheit	11
I. Ich löse sie alle	11
II. Bauernrosen	14
III. Zähmen	17
IV. Niemand, nichts mehr, kein	22
V. Unsichtbarkeit	27
VI. Segelboot entschwand	31
2. Augenblick und Augenblickliches im nichthaften Raum	33
I. Wacholder	33
II. Bangnis	35
III. Pflaumenduft	37
IV. Rauch	40
V. Komm in die Hütte	43
VI. Astern	45
VII. Wie merkwürdig	48
3. »fast nichts«	51
4. Der Raum zwischen Himmel und Erde	67
I. Wer auf dem Kopf geht	67
II. Wir sind Pflanzen	77
III. Steine und Sterne	93

Inhalt

5. Altwerden und Tod	102
I. Krähen in der Dämmerung	102
II. Der Winter	104
III. Wir sehen einander an	107
IV. Am Grunde der Moldau	109
IV. Meilen und Meilen	113
V. Bevor er in die blaue Flut versinkt	117
VI. Glühwürmchen	119
VII. Heut steht der Tod vor mir	121
VIII. Wie ein ersterbender Wasserstrahl	124
Zitierte Literatur	126

Einführung

Scheinbar läßt sich über das Nichts nur – nichts sagen. Doch mannigfache Weisen des Nichts und der Nichthaftigkeit unterlaufen und durchstimmen alle Dinge so, wie sie konkret in der Welt sind. Sie müssen sich darum auch im Blick auf die Welt und die Dinge in Bildern und Geschichten sichtbar machen und zur Sprache bringen lassen. Wir – und alle Dinge mit uns – sind jeweils an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit. Doch die Orte wechseln, eine Zeitspanne folgt auf die andere. Menschen verlassen uns, wir verlieren Dinge und Geschehnisse aus den Augen. Mannigfach betrifft uns Abwesendes, – mögliches, vergangenes, ersehntes. Hinter dem Gesagten und Gehörten breitet sich Stille und Schweigen aus. Lichter verlöschen in der Finsternis. Eine Gelegenheit kehrt nicht wieder. Ein Stein kommt ins Rollen, ein Blatt löst sich vom Baum. Eine Hoffnung wird enttäuscht. Eine Wunde schmerzt. Oder auch: ein Licht blitzt auf. Ein Traum geht in Erfüllung. Eine Begegnung wiederholt sich. Ein Stern fällt. Das Nichthafte ist weder bloß nichtig noch bloß negativ. Es ist im Anheben und Aufhören, im Anderen und Fremden, im Bestimmtheitsein, in Gegensatz und Widerspruch. Es ist in der Distanz und im Zwischenraum, ist zwischen den Jeweiligen und in jedem Einzelnen selbst. Das Nichthafte bedroht und tröstet, bewegt und unterbricht, ist im Erinnern und im Vergessen. Wo etwas ist, da ist auch Nichthaftigkeit, um es herum und in ihm; kein Sein begegnet, ohne daß da nicht ein Raum des Nichts wäre, aus dem und in dem es ist.

Es war Parmenides, der zu Beginn des fünften Jahrhun-

derts vor unserer Zeitrechnung – entschiedener, als das jemals später wieder geschah, und doch zugleich maßgeblich für das ganze nachfolgende abendländische Denken – das Nichts und die Nichthaftigkeit aus dem Sein bzw. dem Denken des Seins ausschloß. Damit hat er unser faktisches, endliches Leben ebenso wie die Welt dessen, was uns alltäglich umgibt und begegnet, aus dem Bereich des Denkens und der Wahrheit ausgegrenzt und ausgrenzen wollen. Die Dinge sind aber in sich und unter sich jeweils so und nicht so, einmal hier, einmal dort, das Veränderliche ist erst, dann nicht mehr, das Endliche ist Gegenwärtiges zwischen einem Nichtsein und einem Nichtmehrsein. Die Qualität, die Räumlichkeit und das Zeitlichsein dessen, was ist, implizieren in vielerlei Hinsicht eine Verflechtung von Sein und Nichts bzw. Nichtsein.

Und wie die Welt und die Dinge, so sind die Menschen seinshaft und nichthaft zugleich, sie sind und sind nicht, sind so und anders, werden geboren und sterben, sind zusammen und trennen sich, kommen an und nehmen Abschied, erinnern sich und vergessen. Dadurch, daß sie um den Anfang und das Ende, um Veränderung und Wechsel, Fehlen und Verfehlen, Abwesenheit und Leere *wissen*, sind sie in besonderer Weise Wesen der Grenze, sie tragen Sein und Nichtsein bewußt in sich und verhalten sich ständig zu den vielfältigen Übergängen beider. Ihre Gedanken und ihre Gefühle richten sich auf etwas, das da, und anderes, das nicht da ist, auf Nahes und Fernes.

Wer das Nichts, das Nichtsein und die Nichthaftigkeit zur Sprache zu bringen sucht, stellt sich gegen die uralte abendländische Absolutsetzung von Sein und Bleiben, von Haben und Halten, für die Besitz und Seßhaftigkeit das natürliche Bild sind. Aber es ist wohl an der Zeit, unser endliches Uns-befinden in einer Welt, die eine bunte und vielfältige ist, auch für das philosophierende Denken ernstzuneh-

men, und d. h. unsere geduldige und gelassene Aufmerksamkeit auch und gerade auf die bewegten und übergänglichen Dinge und unser sterbliches In-der-Welt-sein mitten unter ihnen zu richten. Damit auch auf das Schweigen, die Unsichtbarkeit, die Abwesenheit, auf den Augenblick und das Augenblickliche im nichthaften Raum, auf das Wohnen und das Wandern, auf Herbst und Abend, das Altwerden und den Tod.

Die beiden ersten Teile dieses Buches gehören eng zusammen. In ihnen steht der Bezug zwischen dem Jeweiligen, Erstaunlichen und dem Raum der Nichthaftigkeit im Vordergrund. Der dritte Teil, dem einige beiher spielende Bilder beigegeben sind, versucht mit dem »fast nichts«, das ein »kaum etwas« oder zuweilen auch ein »und doch etwas« ist, den Grenzbereich zwischen Nichtsein und Sein eigens in den Blick zu rücken, ohne ihn doch fixieren zu können und zu wollen. Im vierten Teil, der in drei Stücken das Zwischen von Himmel und Erde thematisiert, geht es scheinbar nicht um Nichthaftigkeit und Nichts; unausdrücklich aber impliziert jenes Zwischen eine ausgezeichnete Erfahrung der »positiven Nichthaftigkeit« des sinnlich-sinnhaften In-der-Welt-seins. Der fünfte Teil umspielt die Zeitlichkeit und das Vergehen des Menschen und seines Lebensraumes.

Die Texte des ersten Teils sind abwechselnd Sätze aus dem »Kleinen Prinzen« von Saint-Exupéry (einmal zusammen mit einem Stück aus »Die Lehren des Don Juan« von Castaneda) und japanische Haiku; der zweite Teil geht abwechselnd von Haiku und von Gedichten – von Rilke, Brecht und Benn – aus. Im dritten Teil befrage ich die scheinbar einfache, aber in der Sache höchst rätselhafte Wendung »fast nichts«; einige Haiku und einige Bilder umspielen das Thema mehr, als daß sie es erläutern könnten. Dem vierten Teil liegen teilweise Prosatexte zugrunde (aus: Celans Büchnerpreis-Rede, Hebels Briefen, Nietzsches »Also sprach Zara-

thustra«, Heideggers »Hebel – Der Hausfreund«) sowie ein Gedicht von Rilke. Die Überlegungen dieses wie des vorausgehenden Teils haben einen etwas anderen – vielleicht »philosophischeren« – Charakter als die übrigen. Unter den neun Stücken des letzten Teils lassen sich noch einmal drei von einem Haiku ansprechen, vier gehen von Gedichten aus (Hölderlin, Brecht, Eichendorff und ein altägyptisches Gedicht), eine Passage ist einem (von einer Indianerin geschriebenen) Roman entnommen, und am Ende steht noch einmal ein Satz aus dem »Kleinen Prinzen«.

*

Dieses Buch ist eine leicht veränderte Neuauflage des 1999 im inzwischen nicht mehr vorhandenen Parerga-Verlag erschienenen Buches gleichen Titels. Von Herzen danke ich dem Leiter des Alber-Verlages, Lukas Trabert, langjähriger freundschaftlicher Begleiter meines Denkens, daß er bereit ist, die bei Parerga vergriffenen Bücher in das Programm des Alber-Verlages aufzunehmen.

1. Das Schweigen, die Unsichtbarkeit, die Abwesenheit

I.

»Oh, ich habe sehr gut verstanden«, sagte der kleine Prinz, »aber warum sprichst du immer in Rätseln?« / »Ich löse sie alle«, sagte die Schlange. / Und sie schwiegen.

(Saint-Exupéry, Der Kleine Prinz, 83)

Ein mondfarbener Ring bewegt sich im Wüstensand. Der kleine Prinz, verwirrt und einsam, sagt aufs Geratewohl »guten Abend«. Auf dem Boden schlängelt sich ein merkwürdiges, fingerdünnes Ding. Doch ein Ding, das ihn versteht: Die Schlange begreift ohne viele Worte, was sich dahinter verbirgt, wenn der kleine Prinz, auf die Frage nach dem Grund seines Hierseins, antwortet: »Ich habe Schwierigkeiten mit einer Blume«. Sie *sieht* durch seine Worte hindurch, sieht die unsichtbare Schönheit des Planeten, von dem der kleine Prinz gekommen ist, und der Rose, die er dort zurückgelassen hat. »Ah«, sagt die Schlange.

Er ist gerade erst angekommen auf der Erde. Doch auch diese Ankunft noch bleibt durchstimmt von der schmerzhaften Ferne zu seinem heimatlichen Stern und zu der Rose, die er liebt und die er gerade darum verlassen mußte. Das Wesen, das ihm als erstes begegnet auf der Erde, ist zugleich dasjenige, das ihm auch helfen kann (und wird), wieder von ihr fortzugehen, – nach einem Jahr, wenn sein Stern erneut über ihm stehen wird. Die Schlange wird ihm helfen, wenn die Sehnsucht zu groß geworden sein wird. Gleichwohl wird diese Hilfe ein Schmerz sein. Der Tod, den sie schenkt, bedeutet

sowohl die Angst des Abschieds vom Irdischen und Leibhaften wie das Glück der Rückkehr zu Stern und Rose.

»Was ich berühre, gebe ich der Erde zurück, aus der es hervorgekommen ist.« Die Schlange bewegt sich an der Schwelle zwischen Sein und Nichtsein, mit ihrer Hilfe kann diese Schwelle überschritten werden. Ihr Können ist die Macht der Grenze, die Macht des Überwindens der Grenze, eine unsägliche, unaussprechliche Macht. »Ich kann ...«, sagt die Schlange. Es scheint, als setze sie an, das Unaussprechliche auszusprechen. Doch in diesem »ich kann ...« liegt schon alles, zumal, wenn es vor dem Hintergrund jenes Berührens gesagt wird. Wieder bedarf es keiner weiteren, erklärenden Worte. »Oh, ich habe sehr gut verstanden«, sagt der kleine Prinz.

In dem Zwischenraum zwischen diesen beiden Äußerungen, dem »ich kann ...« und dem »ich habe verstanden«, kommt das Geheimnis des Todes – nicht zu Wort, aber vielleicht zur Sprache, wenn anders auch das Schweigen in die Sprache gehört. Ein Sprechen, das sich aus diesem Zwischenraum speist, spricht in Rätseln. Die Rätselhaftigkeit des Sprechens der Schlange liegt darin, daß sie in Bildern spricht, daß sie das, was sie sagen will, nicht auf den Begriff bringt, sondern in konkreten Bezügen äußert: »Wen ich berühre, den gebe ich der Erde zurück«, »Ich kann dir eines Tages helfen, wenn du dich zu sehr nach deinem Planeten sehnst«.

Das sind eigentlich keine Rätsel im strengen Sinne. Es sind nicht einmal Umschreibungen. Sie sagt auch nicht einfach: »Ich kann dir den Tod geben.« Stattdessen: »Ich kann ...« Eine Wiederholung des schon in jenen beiden Wendungen Gesagten. Die Rätsel, in denen die Schlange spricht, sind keine Denkaufgaben, sie verrätstelt nicht einen an sich klaren Sachverhalt, um ihn dem Blick zu entziehen oder um zu der Anstrengung seiner Enträtselung herauszufordern. Sie spricht in Rätseln, die Rätsel bleiben, obgleich – oder weil

– der kleine Prinz verstanden hat. »Warum sprichst du immer in Rätseln?« fragt er, aus seinem Verstehen heraus. »Ich löse sie alle«, sagte die Schlange.«

Die Lösung der Rätsel, in denen die Schlange spricht, liegt in dem in ihnen Gesagten selbst: sie lösen sich selbst. Die Schlange löst die Rätsel, indem sie das in ihnen rätselhaft Gesagte *tut*, nicht nur zur Sprache, sondern in die Welt bringt. Diese Lösung ist es, die in dem rätselhaften Sprechen selbst angezeigt ist; was es *nicht* sagt, ist das, was geschieht. Zugleich aber zeigen die Rätsel eben dadurch, durch diese Lösung, auch über das Können hinaus, das in den Worten angezeigt war. Der Biß der Schlange, dieser winzige Augenblick eines winzigen »gelben Blitzes«, löst das Rätsel des Auf-der-Erde-seins, das Rätsel der Einsamkeit, das Rätsel der Sehnsucht.

Daß die Schlange das Vermögen hat, den Tod zu schenken, daß sie ein Wesen der Schwelle zwischen Sein und Nichtsein ist, gibt dem Gespräch etwas Schwebendes, eine Dimension des Unausgesprochenen, eines gelassenen Schweigens, das der offene Raum ist, in dem sich das Gesagte bewegt und der das Gesprochene unterläuft und trägt. »Ich löse sie alle«, sagte die Schlange. Und sie schwiegen.« Die Schlange ist und spricht aus diesem Schweigen, und sie holt diejenigen, mit denen sie spricht, in dessen Stille ein.

II.

*Als tiefes Schweigen
Und Pause zwischen Gästen
Die Bauernrosen.*

(Buson)

Schweigen kann sehr unterschiedlich sein. Es gibt das glückliche Schweigen zwischen Menschen, die sich verstehen und sich still aneinander und miteinander an Anderem freuen. Es gibt das peinliche Schweigen, wenn eine entscheidende Frage, eine Anklage oder Klage im Raum steht. Betretenes Schweigen, wenn etwas gesagt wurde, was besser nicht gesagt worden wäre. Das erwartungsvolle Schweigen, bevor ein Ereignis eintritt, ein Rätsel gelöst, ein Geheimnis gelüftet wird. Oder das ruhige, gleichsam gestillte Schweigen, nachdem alles Nötige gesagt und getan wurde. Das Schweigen der Nacht und das Schweigen des Todes. Ein Schweigen breitet sich aus, sagt man. Der Raum ist erfüllt von Schweigen, er wird selbst, als dieser weite Raum, spürbar im Schweigen. Das Schweigen kann lastend werden, wenn in ihm die Bedeutungslosigkeit des Raums zwischen denen, die da nur scheinbar zusammen sind, fast greifbar aufdringlich und bedrohlich wird. Das Schweigen der Leere kann einen Möglichkeitsraum schaffen oder fühlbar machen, aus dem Ungeahntes, Erhofftes oder gefürchtet Drohendes aufstehen wird.

Hier könnte es so sein: Ein tiefes Schweigen ist entstanden, das Gespräch ist verstummt. Das Schweigen breitet sich still zwischen den Gästen aus, die eben noch in ihrer Unterhaltung aufgingen, die sprachen und zuhörten, entgegneten, widersprachen und zustimmten. Eben noch war ein Gespräch im Raum, Worte gingen hin und her, Fragen und Antworten, vielleicht auch Scherze, Lachen. Bis – unversehens vermutlich – eine Pause entsteht. Ein Zeitraum, der sich auftut im

Feld der Äußerungen und Entgegnungen, eine Zwischenzeit des Schweigens.

Tiefes Schweigen – das kann der Raum einer durchgängigen Stille sein, ein Raum, in den dann, gleichsam gesammelt, ein Laut einfällt. Hier ist es ein Zwischenraum, eine Stille, die zwischen zwei Lauten entsteht oder, besser, sich zwischen sie hineinlegt: eine Pause. Eine solche Pause kann gewollt sein oder unwillkürlich entstehen; zuweilen wartet man auf ein bestimmtes Wort, eine Äußerung, ein bestimmtes Geschehen, das Kommen eines neuen Gastes z. B. Wenn die Pause ein tiefes Schweigen ist, dann scheint das Gespräch erstorben, allmählich oder auch plötzlich ins Stocken geraten, vielleicht durch ein Erschrecken oder eine Freude, durch eine gemeinsame Einsicht oder eine Frage. Dadurch, daß das Schweigen als Pause erscheint, bekommt es einen betont zeitlichen Charakter, es ist eine Zwischenzeit innerhalb des Gesprächs.

Stille. Leere Zeit. Und doch auch nicht leer. Denn – da sind die Bauernrosen. Die aus der Stille blühenden, glühenden Bauernrosen. Sie sind wie der Akzent des Schweigens, das Schweigen sammelt sich um die und in die Üppigkeit ihres roten Blühens. Die gelöste Entspannung der Pause versammelt den Blick auf ihr Von-selbst- und Als-sie-selbst-dasein. Die Pause des Schweigens entläßt wie mit einem Doppelpunkt in den Anblick der Bauernrosen. Nichts mehr als dies, das rote Blühen, die Bauernrosen. Nicht, als hätten *sie* die Redenden verstummen lassen. Als hätten sie das Geplauder oder die Gespräche vertrieben. Das Schweigen entstand wie von selbst, war auf einmal da. Dann aber ist es zugleich, als hätten die Worte für die Rosen Platz gemacht, als wären sie vor ihnen zurückgetreten, um den Raum für sie und nur für sie empfänglich zu machen.

Dieses Schweigen ist somit leer und erfüllt zugleich. Ein Nichts voller Intensität, voller Seinsfülle – die Bauernrosen.

Versuchte man, sich ihnen eigens zuzuwenden, sie näher zu bestimmen, irgendetwas über sie zu sagen, so wäre das Schweigen gestört, die Intensität geschwächt, der Zauber des langen Augenblicks der Pause gebrochen. Es ist ja nicht so, als käme es da in irgendeiner Weise auf diese Rosen an, oder auf diesen Garten, diesen Spätnachmittag, diese Gäste. Es geht nicht um sie in irgendeiner Bewandtnis, die es mit ihnen haben könnte. Und zugleich geht es doch nur um sie, um das bloße Dasein von all diesem, – gesammelt in den Bauernrosen, im gesammelten Schweigen, im Nichts der Pause.